

EINLEITUNG ZUR VORLESUNG ÜBER
HARTMANN'S EREK.*)

Ich habe im vorigen Sommer eins der schönsten Denkmäler des Alterthums, das einen Theil des deutschen Volksepos ausmacht, das Gedicht von Gudrun, erklärt, in dem Winter vorher ein ausgezeichnetes Lehrgedicht, den Freidank, der die sittliche Bildung in der blühendsten Zeit der altdeutschen Dichtkunst darstellt: ich wähle diesmal zu dem Gegenstand meiner Vorlesungen eins der besten Werke der ritterlichen Poesie, Erek, ein Gedicht aus dem Arthurkreise. Ich habe bei der Gudrun wie bei dem Freidank versucht in einer Einleitung das Verhältnis, in welchem das einzelne Denkmal zu der ganzen Gattung [steht], zu der es gehört, zu schildern. Wenn wir einen Baum betrachten, der in seiner Kraft vor uns steht, so betrachten wir auch den Boden, der unter ihm grünt; den Brunnen, der neben ihm quillt, die Luft, die ihn umgibt, in der er athmet, endlich Berge und Felsen in dem dämmernden Hintergrund: und erst in dem Anblick der ganzen Landschaft empfangen wir den vollen und wahren Eindruck, den die Stelle gewähren kann, auf der wir stehen. Dieser Weg scheint mir der beste, um Sie auf eine fruchtbare und lebendige Weise in die Erkenntnis des deutschen Alterthums einzuführen. Vorlesungen, die das Ganze umfassen, können bei dem Einzelnen nicht mit gleicher Sorgfalt verweilen: ich verkenne ihren grossen Werth keineswegs. Allein es sind schon Bücher vorhanden, aus denen man sich Rath's erholen kann, für die äussere Geschichte der Poesie Kobersteins Grundriss, für die innere das Werk von Gervinus über die deutsche Nationallitteratur, aus dem ein Auszug in

*) [Begonnen am 7. Nov. 1843, 18. Okt. 1844, 9. Nov. 1846, 6. Nov. 1848, 6. Mai 1850.]

einem mässigen Band als Handbuch eine leichte und bequeme Übersicht liefert. Ich theile in vielen und in Hauptpunkten nicht die Ansicht von Gervinus. Ich bin nicht selten ganz entgegengesetzter Meinung; allein das hindert mich nicht anzuerkennen, dass es ein geistreiches und lebendiges, mit ausgezeichneten geschichtlichen Gaben abgefasstes Werk ist, das gewiss zur Förderung der Wissenschaft beiträgt; es ist das erste, das wirklich aus den Quellen geschöpft ist. Dann aber wird in Vorlesungen über das Ganze von Lachmann für das Bedürfnis gewiss auf eine ebenso gründliche als belehrende Weise gesorgt. Ehe ich also zur Erklärung des gewählten Denkmals gehe, werde ich mich erst über den Sagenkreis von Artus verbreiten und seine Entstehung, Fortbildung und sein Verhältnis zu dem einheimischen Volksepos darlegen, doch dabei immer unser Gedicht als den eigentlichen Mittelpunkt behandeln, von welchem aus wir das Übrige betrachten.

Zu derselben Zeit, wo das Volksepos in dem Nibelungenlied zum letzten Mal glänzend aufleuchtete, im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts, treten auch die grössten Dichter des deutschen Mittelalters hervor, ich meine Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strassburg. Ich würde diesen noch Walther von der Vogelweide zugesellen, der etwas später lebte, ihnen aber an innerem Werth nicht nachsteht, wenn ich hier nicht bloss von epischen Werken reden wollte; von Walther besitzen wir aber nur lyrische Gedichte. Es scheint Zufall, dass in einem so engen Raum so ausgezeichnete Geister sich erheben; allein es ist kein Zufall. Dieser Erscheinung begegnen wir überall in der Geschichte der menschlichen Bildung, und sie hat in einem höheren Naturgesetze ihren Grund. Allmähliches Heranwachsen, langsames Erstarren, dann eine Blüthenzeit von nicht langer Dauer, endlich und oft ein schnelles Abwelken und Versinken, das erblicken wir bei allen Völkern und in allen Zeiten. Erst wenn ein neuer Trieb erscheint, pflegt diesem zu gut zu kommen, was der vorige gewonnen hatte, und eine abermalige und reichere

Entfaltung beginnt aufs Neue denselben Kreislauf. Es fehlt keiner Zeit an ausserordentlichen, tiefbegabten Menschen, aber die ganze Entwicklung des Geistes, die äusseren Bedingungen, von welchen sie abhängt, müssen zu dem Punkt gelangt sein, dass ihnen möglich ist sich in voller Kraft zu entfalten. Die Keime der Pflanze liegen im Schosse der Erde. Sie durchbrechen auch wohl die äussere Decke; seltener wachsen sie auf in die Höhe, und noch seltener, wenn sie auch herangewachsen sind, gelangen sie zur Blüthe. Die Knospe, wenn sie eben aufbrechen soll, senkt das Haupt und welkt, bevor sie der Welt Glanz, Farbe und Duft hat darreichen können. Glückliche Zeiten, wo sie es vermag; sie erscheinen nicht oft. Was trägt die Schuld? Der ungelockerte Boden, der Mangel an Sonnenschein, an warmer, belebender Luft. Nicht an dem Einzelnen liegt sie, sondern an der Abhängigkeit von grösseren allgemeinen Verhältnissen. Die innere schaffende Kraft verleiht Gott dem Einzelnen, wie ganzen Völkern; wir können nichts thun, als uns bestreben, jeder nach seinem Vermögen, und mitwirken, damit diese Kraft zur Entwicklung gelange. Auch die Wissenschaft hat kein anderes Ziel: sie will dem Leben Sonnenschein, reine Luft, freien Athem zuwenden. Wer sie treibt, ohne dass ihm der Geist innewohnt, ist bloss ein Handlanger.

Betrachten wir die Zeit, die jenen drei Dichtern unmittelbar vorangieng und in den Dichtungen aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts sich kund gibt, so finden wir schon Anfänge und Versuche verschiedener Art, fast aller der Richtungen, die sich hernach ausbildeten. Mancher hat schon seinen eigenthümlichen Werth, wie Crescentia, das Rolandslied und das Gedicht von dem Grafen Rudolf, von dem sich nur grössere Bruchstücke erhalten haben. Ja, wir finden noch mehr; es zeigten sich damals Triebe und Keime, die, wenn auch an sich trefflich und lobenswerth, doch wieder zusammenfielen und verschwanden. In dieser Beziehung ist die Poesie jener Zeit sogar freier und mannigfaltiger zu nennen. Die Dichter selbst waren noch nicht an einen gewissen Stand gebunden, auch die Geistlichen dabei thätig, die sich im dreizehnten Jahrhundert davon zurückzogen.

An dem Ende des zwölften und mit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts sammelte und beschränkte sich die poetische Kraft und drängte zur Blüthe. Das Ritterthum, bei den romanischen Völkern entsprungen, bewältigte auch Deutschland und bildete sich da sinnvoller und sittlicher aus. Wie aber das Ritterthum anfieng die höheren geselligen Verhältnisse zu beherrschen, so zog auch die Poesie bei ihm ein und fand da ihren Schwerpunkt. Jene drei Dichter, die ich gerne die grossen nenne, weil erst nach mehr als einem Jahrhundert, als Goethe und Schiller unter uns erschienen, etwas Ähnliches, ja etwas Höheres sich erhob und die Zeit kam, wo die Dichter nicht einem einzelnen Stand, sondern dem ganzen Volk zugehörten: jene drei Dichter des Mittelalters waren alle von Adel, hatten ein ritterliches Leben geführt und waren von den Richtungen, Gedanken und Anschauungen ihres Standes erfüllt.

Jetzt, unter diesen Bedingungen, bildete sich der Gegensatz zwischen höfischer und Volksdichtung entschieden aus, der schon bei Heinrich von Veldeke, der eine Aeneis zwischen 1184—1189 dichtete, deutlich hervorgetreten war. Höfische Dichter heissen sie nicht in dem tadelnden Sinn unserer Zeit, sondern weil sie an den Höfen der Fürsten und des reichen, hohen Adels lebten und dort Unterstützung, wenn sie deren bedurften, fanden. Der Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen war im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts einer der ersten, der die Dichter um sich versammelte. Die höfischen Dichter waren Kunstdichter: sie schöpften aus sich selbst. Zwar den Inhalt ihrer Dichtungen fanden sie vor; denn eine Sage zu erfinden geht über die Kräfte des Einzelnen, und reine Erfindungen gibt es kaum in der Geschichte der älteren Poesie, oder wo sie versucht werden, sind sie ohnmächtig. Aber Auffassung und Behandlung, die eigentliche Belebung des überlieferten Stoffs gieng von ihnen aus, und der Gehalt ihrer Werke hieng von der inneren Begabung des Dichters ab. Sie waren von der, wenn auch sinnvollen und geistreichen, doch zugleich einseitig hinaufgetriebenen, oft seltsamen, manchmal unnatürlichen Bildung ihres Standes abhängig, die sich späterhin noch weiter verirrte und uns in Lichtensteins Frauendienst

das Bild eines kaltphantastischen Thoren zeigt. Davon sind jene Dichter noch weit entfernt: gibt man einmal ihre Grundlage zu, so muss man Schönes, Tiefsinniges und Reizendes in ihrer Anschauungsweise erkennen; auch sind sie zu belebt, als dass nicht überall das Natürliche sich durchdrängen sollte. Überhaupt muss man bedenken, dass was sich geltend zu machen weiss, was zu einer Blüthe gelangt und seine Zeit beherrscht, zu dem eigenthümlichen Geist eines Volkes gehört und an seiner Stelle Achtung fordern kann. Aber zu dem Volksepos bildeten sie doch einen entschiedenen Gegensatz. Wie dieser frei von dem gesteigerten Ritterthum einen höheren, in sich wahrhaftigeren Heldengeist athmete, so empfanden die höfischen Dichter den Werth des Volksepos nicht mehr und glaubten sich darüber erheben zu dürfen, wie jede Verfeinerung sich überschätzt, obgleich wir aus einzelnen Anspielungen abnehmen können, dass es ihnen nicht unbekannt war. Wenn ich diesen Gegensatz so bestimmt bezeichne, so muss ich doch, um falsche Folgerungen abzuwenden, noch etwas hinzusetzen.

Die Poesie an sich kennt keine Trennung. Es gibt an sich nur eine, und wie die reine und vollendete Kunst keinem besonderen Stande, sondern dem ganzen Volk, ich meine das Volk in seiner reinsten und edelsten Bedeutung, in seiner verschiedenen Abstufung angehört, so erfüllt auch das vollkommene Volksepos die Forderungen der Kunst, eben weil diese Forderungen in der Natur begründet sind, wenn es sich ihrer auch nicht bewusst ist. / Allein in der Erscheinung haben sie sich fast zu allen Zeiten getrennt und in dem glücklichsten Fall nur mehr oder minder genähert, am leichtesten in der lyrischen Dichtung, weil sie am unmittelbarsten aus der menschlichen Seele strömt. Die Volkslieder der Serben, die reinsten und schönsten, die ich kenne, könnten als die edelsten Erzeugnisse der Kunst betrachtet werden, wie umgekehrt Goethes Lieder könnten von dem Volk gesungen werden. In dem Nibelungelied würde die Kunst einen strengeren Zusammenhang, eine gleichmässiger Ausführung verlangen; sie würde die manchmal allzu herbe, einige Mal an das Rohe streifende Sitte zurückweisen; dagegen würde das Nibelungelied mit dem übertriebenen,

oft nur auf Übereinkommen beruhenden Ritterthum, mit der abenteuerlichen, nicht durch Ereignisse erregten, sondern nur auf persönliche Verherrlichung bedachten, die Gefahr nutzlos und zwecklos aufsuchenden Tapferkeit sich nicht vertragen. Die Minne, die bei den höfischen Dichtern, wer will das leugnen? oft zart und mit tiefem Gefühl geschildert wird, sie steht mit ihrer Beimischung von Bethörung, von halb abgöttischer Verehrung der Frauen, die alle anderen Rücksichten bei Seite setzt, selbst die Heiligkeit der Ehe, jener schlichten, herzlichen, ganz wahrhaftigen Liebe entgegen, der wir im Volksepos begegnen: Gudrun ist das Bild einer Frau, dem an Reinheit, Tiefe und Adel der Gesinnung keins der höfischen Dichter kann an die Seite gestellt werden, so zart und rührend auch Sigune im Titurel von Wolfram geschildert ist.

Jene drei höfischen Dichter, die Bewusstsein von ihrer Kunst hatten, fühlten, dass ein Gedicht ein Ziel, einen Mittelpunkt, einen alles Übrige beherrschenden Gedanken in sich tragen muss und, wenn es ein Kunstwerk sein will, nicht zu einer bloss unterhaltenden Erzählung herabsinken darf. Am ausgezeichnetsten ist in dieser Hinsicht Wolfram. Er benutzte die alte, ihm wie uns selbst in ihrer eigentlichen und ursprünglichen Bedeutung unverständliche Sage vom Parzival, um eine tiefsinnige, mit den edelsten Anlagen begabte Natur zu schildern, die sich in die äussere Welt und die Hemmungen, die sie ihm entgegenstellt, nicht zu finden weiss, deshalb Missgeschick erlebt, in ihren Gedanken gestört und verwirrt wird, aber endlich den Widerstand besiegt und glänzend durchbricht: dieser Charakter ist echt deutsch und wird in Sagen und Märchen auf verschiedene Weise ausgedrückt. Ein anderes Ziel hatte sich Gottfried im Tristan gesteckt. Er wollte die Bethörungen der Liebe oder vielmehr einer nichts als sich selbst mehr beachtenden Leidenschaft darstellen. An sich war der Zaubertrank, den Tristan und Isalde trinken, wohl geeignet eine solche dämonische Gewalt zu bezeichnen, aber wenn er beide, während sie, von dieser blinden Gewalt beherrscht, Verbrechen auf Verbrechen häufen, als edle und herrliche Menschen erscheinen lässt und allen Schimmer der Poesie auf sie ausgiesst, so ver-

letzt er das sittliche Gefühl, was der Dichter niemals darf. Er darf das Unsittliche darstellen, wenn es der Zweck des Ganzen verlangt, aber er darf daraus nicht Ruhm und Preis des Helden erwachsen lassen. Sein Ziel muss immer ein reines sein. Von dem, was unser Hartmann mit seinen Gedichten beabsichtigte, ob auch er seinen Gedichten einen Mittelpunkt gab, davon wird hernach noch die Rede sein.

Wie diese drei Dichter schon in der Art und Weise, womit sie den empfangenen Stoff auffassten und wenigstens Wolfram und Gottfried mit einem Grundgedanken belebten, ihre eigene Natur verrathen, so drückt sich diese auch in der Darstellung aus. Hartmann redet wie ein milder, sinnvoller Mann mit einer warmen Innigkeit: überall finden wir zarte, der menschlichen Seele abgelauschte Züge. Seine Sprache ist in ihrer Ebenmässigkeit, Genauigkeit und ruhigen Haltung vielleicht die vollendetste aller Dichter des dreizehnten Jahrhunderts. Wolfram lebte nicht in Frieden mit der Welt wie Hartmann. Er betrachtet sie und ihre Gebrechen mit scharfem und finsterem Blick. Neben reizenden Bildern liegen auch dunkle. Wolframs Rede ist eindringend, kühn, stechend. Sie bricht schnell ab oder springt keck über, verschmäht das Ungewöhnliche, das Seltsamste nicht und wird oft so schwer und dunkel, ja, er war es schon seinen Zeitgenossen, dass sich das Verständnis erst mühsamer Betrachtung erschliesst. Überall aber dringen uns glänzende Strahlen eines Geistes entgegen, dem an Tiefe und Höhe kein anderer gleichzustellen ist, dem gegenüber Hartmann weichlich, Gottfried oberflächlich erscheint, so wenig beide dies sind. Im Titulrel hat Wolfram eine Dichtung hinterlassen, die an Macht der Darstellung, des Gefühls und des Ausdrucks sich dem Höchsten zugesellen kann. Wolfram völlig entgegengesetzt ist Gottfried. Er sieht die Welt mit lachenden Augen an: er hat nicht die Tiefe Wolframs, dessen schwieriger und dunkler Ausdruck ihm zuwider ist, über dessen Art und Weise er spöttelt: er hat nicht die Innigkeit und Reinheit Hartmanns, aber er breitet alle Farbenpracht über seine Gestalten aus und schildert sie mit einer Kenntnis der menschlichen Seele und einer psychologischen Wahrheit, welche die grösste Be-

wunderung verdient. Übersieht man das unwürdige Ziel, das er sich gesteckt hat, so kann man sein Gedicht vollendet nennen. Gottfrieds Sprache hat wie seine Gedanken eine verführerische Anmuth: sie strömt in reichem Fluss und weiss in mannigfaltigen Abstufungen glücklich zu wechseln. Keiner der folgenden Dichter, die ihm nachstrebten, auch nicht Conrad von Würzburg, dem es an rednerischen Gaben keineswegs fehlte, haben ihn darin erreicht.

Wir wenden uns zu näherer Betrachtung Hartmanns von Aue. Wir wissen wenig von seinem Leben, und dies Wenige schliessen wir aus einzelnen Äusserungen, die in seinen Gedichten vorkommen. Was Prof. v. d. Hagen in dem vierten Bande der Minnesänger zusammenstellt, ist mit Vorsicht zu gebrauchen: das Beste, d. h. das Sicherste über des Dichters äussere Verhältnisse hat M. Haupt in der Vorrede zu den Liedern angemerkt. Er nennt sich selbst Hartman von Owe. Wolfram nennt ihn Parz. 143, 21 *mîn hêr Hartman von Ouwe*. Er war also von adelichem Stande; denn *herre* wird nur ein Ritter genannt, und *mîn hêr* ist eine Höflichkeitsformel, wie *mîn vrouwe*, die dem französischen *monsieur, madame* entspricht. Dass er aus Schwaben war, erfahren wir aus dem Gedicht Heinrichs vom Türlein, die Krône genannt. Bei Reinbot heisst er *der von Ouwe*, bei Rudolf von Ems *der Ouware*: in dem jüngeren Titurel von Albrecht, in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gedichtet, *Hartman von der Ouwen*.

Er hat schon in der Jugend gedichtet. Sein erstes Werk war Erek; er nennt sich darin selbst einen unerfahrenen Jüngling. Er war auch noch in der Jugend, als er an dem Kreuzzug von 1197 und 1198 theilnahm. In dem Gregor (625—627) rühmt er, dass er bis dahin ein ruhiges Leben ohne Glück und Unglück geführt. In den Liedern klagt er sich der Unbeständigkeit an, die ihm die Neigung seiner Geliebten mit Recht entzogen habe. Aber auch der ritterliche Minnedienst scheint ihm nicht recht gefallen zu haben. Er sagt in seinen Gedichten, dass er gerne bei Frauen von geringem Stand sich die Zeit vertreibe (Lieder 20, 20). Sein Tod fällt zwischen 1210—1220. Ausser den Liedern, von denen eins nach dem März 1193 ent-

standen ist, sind seine Werke, in chronologischer Folge geordnet, folgende: 1. Erek, 2. Gregorius, 3. zwei Büchlein, 4. der arme Heinrich, 5. Iwein. Ziemlich gleichzeitig mit Gregorius sind wohl die beiden Büchlein und der arme Heinrich. Das erste Büchlein dichtete Hartmann als junger Mann, aber wahrscheinlich nach dem Kreuzzug, weil, was er von dem Meer erzählt, eigene Anschauung verräth (Haupt S. XVIII). Weil die Wendung im Eingang des Iwein leichter und einfacher ist als im armen Heinrich, schon aus diesem Grunde hält Benecke (zum Iwein 22) den Heinrich für älter. Das letzte Werk, Iwein, ist vor 1204 oder 1205 gedichtet.

Von sämmtlichen Dichtungen Hartmanns besitzen wir treffliche Ausgaben. Den Erek hat Haupt aus einer einzigen, zumal späteren Handschrift mit Sorgfalt und Liebe, soweit es bei einer so mangelhaften Quelle möglich war, hergestellt (Leipzig 1839 [1871]): nachträgliche Verbesserungen, zugleich mit den Bemerkungen seiner Freunde, sind in der Zeitschrift für deutsches Alterthum mitgetheilt (3, 266—275). Die Lieder, die zwei Büchlein und der arme Heinrich (der letztere schon von Lachmann in der Auswahl 1820, von Wackernagel im Lesebuch 2. Aufl. 1839 und von Wilhelm Müller, Göttingen 1842, besonders bearbeitet) sind ebenfalls von Haupt in einem Band (Leipzig 1842) zuerst bekannt gemacht und kritisch herausgegeben. Gregorius ist von Lachmann (Berlin 1838) hergestellt, gleich nachdem die gute vatikanische Handschrift von Greith (Frauenfeld 1838) abgedruckt war. Iwein, schon längst durch einen schlechten Abdruck in der Müllerschen Sammlung (Berlin 1785) und von Michaeler (1786) bekannt, ist von Lachmann mit Bemerkungen von Benecke schon Berlin 1827 herausgegeben, aber eben jetzt (1843) in einer neuen Ausgabe erschienen und durch die kritische Behandlung des Textes ebenso als durch sorgfältige und gelehrte Erklärung ausgezeichnet, so dass sie als eine Musterarbeit gelten kann.

Hartmanns Lieder drücken einfache Gedanken und Empfindungen schlicht und natürlich aus, zeigen aber keine besondere Tiefe. Die beiden Büchlein enthalten Betrachtungen über die Minne, das erste in einem Gespräch zwischen Leib und Seele.

Beide Gedichte sind nicht von besonderem Werth und haben nichts Anregendes. Gregorius enthält eine legendenartige Sage. Gregorius, in Blutschande von Geschwistern erzeugt, wird nach seiner Geburt ausgesetzt und gelangt als jugendlicher Ritter in das Land, wo seine Mutter herrscht, mit der er sich vermählt, ohne dass beide sich erkennen. Als das Geheimnis an den Tag kommt, unterwirft er sich siebenzehn Jahre lang der strengsten Busse; dann wird er auf den päpstlichen Stuhl berufen, wo seine Mutter zu ihm kommt, um Beichte abzulegen. Sie erkennen sich und führen fortan ungeschieden ein frommes Leben. Hartmann hat, wie er selbst sagt, das Gedicht ins Deutsche übersetzt; aus welcher Sprache, erfahren wir nicht. In den älteren Legendensammlungen kommt diese nicht vor, und eine frühere Darstellung der Sage als Hartmanns ist noch nicht entdeckt.

Die Erzählung vom armen Heinrich hat der Dichter, wie er am Eingang sagt, in einem Buch gelesen; Näheres wissen wir nicht. Eine Hauptperson darin ist ein Herr Heinrich von Ouwe, also der Herr der Aue, von welcher unser Dichter Dienstmann war. Wir müssen also eine einheimische Sage darin sehen, deren unmittelbare Quelle wir nicht kennen. Das Gedicht erzählt, wie eine unschuldige Jungfrau bereit ist, ihr Leben hinzugeben, um mit ihrem reinen Blut ihren geliebten Herrn vom Aussatz zu heilen.

Von dem Iwein oder dem Ritter mit dem Löwen kennen wir Hartmanns unmittelbare Quelle. Es war das nordfranzösische [Gedicht] des Chrétien von Troyes, der um die Zeit starb (1191), wo etwa Hartmann zu dichten begann. Es ist noch vorhanden und vor kurzem aus einer Pariser Handschrift gedruckt in den Mabinogion der Lady Charlotte Guest, Band 1, S. 134—214; Anfang und Schluss aus einer vatikanischen ist von Adalbert Keller (Tübingen 1841) herausgegeben. Eine Übersetzung der Mabinogion im Auszug lieferte A. Schulz (genannt San Marte) in seinen Untersuchungen über die Arthursage (Quedlinburg 1842). Der Inhalt von Hartmanns Gedicht ist kürzlich folgender. In dem Walde zu Breziljan ist ein wunderbarer Brunnen. Giesst man Wasser daraus auf einen Stein, der dabei steht, so erhebt

sich ein furchtbares Ungewitter; der König Ascalon von Breziljan kommt herangeritten, und der, welcher das Wasser ausgegossen hat, muss mit ihm kämpfen. Iwein hört an Artus' Hof von diesem Abenteuer erzählen und entfernt sich heimlich, um es zu bestehen. Er tödtet den König Ascalon in dem Kampf, kommt dann auf sein Schloss, wo die Wittve Laudine sich schnell entschliesst mit dem Sieger sich zu vermählen. Gawein, sein Genoss, ein Neffe des Königs Artus, mahnt ihn nachher an ein ritterliches Leben, und Iwein nimmt auf ein ganzes Jahr Abschied von Laudine, die ihm einen Goldring auf die Treue gibt. Iwein ergibt sich mit Gawein einem ritterlichen Leben, vergisst die bestimmte Frist, und als Lunete, das Hoffräulein der Laudine, kommt, ihn daran erinnert und ihm den Ring abzieht, verliert Iwein aus Scham und Reue den Verstand. Er läuft als ein Thor in das Feld und verwildert nach und nach ganz. Durch eine Zaubersalbe, womit ihn drei Frauen, als er im Schlafe liegt, bestreichen, wird er geheilt. Er besteht jetzt mancherlei Abenteuer. Ein Löwe, dem er im Kampf mit einem Drachen beisteht, folgt ihm mit Treue und leistet ihm in anderen Gefahren Hülfe. Zuletzt kommt ihm seine Frau wieder in die Gedanken; er geht zu dem Brunnen in Breziljan und versöhnt sich mit ihr.

Auch bei dem EreK war, wie bei Iwein, ein altfranzösisches Gedicht die Quelle Hartmanns. Ein solches ist auch von demselben Chrétien von Troyes vorhanden. Haupt besitzt einen Theil desselben in Abschrift und will es ganz herausgeben, wie auch von einer bevorstehenden Ausgabe in Frankreich die Rede ist. Ein prosaischer Auszug in der *bibliothèque des romans*, février 1777 p. 49—86, ist ganz dürftig und ungenügend; dagegen hat San Marte (Albert Schulz) in seinem Buch über die Arthursage (Quedlinburg 1842) S. 299—320, indem er benutzte, was die *histoire littéraire de la France* XV, Haupt in der Vorrede und Lady Guest in dem dritten Theil der *Mabinogion* (1840) aus altfranzösischen Handschriften mittheilen, eine brauchbare Übersicht von Chrétien's Werk geliefert. Haupt wird dann auch das Verhältnis Hartmanns zu diesem Gedicht auseinandersetzen: so viel aber wissen wir aus dem, was bekannt ist, mit

Sicherheit, dass, wie sehr auch der deutsche Dichter im Ganzen mit dem französischen stimmt, er doch auch im Einzelnen von ihm sehr bestimmt abweicht. Man muss annehmen, dass noch ein anderes, jenem nahverwandtes französisches Gedicht vorhanden war, das entweder verloren oder noch nicht aufgefunden ist und welches die unmittelbare Quelle Hartmanns muss gewesen sein.

Ich muss den Inhalt unseres Gedichts ausführlicher darlegen. Gleich am Eingang fehlt ein Blatt, aber wir können den Inhalt aus dem Zusammenhang errathen.

König Artus befindet sich mit seinen Rittern auf der Jagd nach dem weissen Hirsch. Seine Gemahlin Ginovêr, die auch mit ausgeritten ist, bittet den Erek, Sohn des Königs Lac, während der Fahrt bei ihr und ihren Frauen zu bleiben. Als sie über eine Haide ziehen, erblicken sie einen Ritter, dem eine schöne Jungfrau und ein Zwerg folgt. Erek will Erkundigung einziehen, aber die Königin heisst ihn bleiben und sendet eine von ihren Jungfrauen ab. Der Zwerg verweigert ihr Antwort und heisst sie schweigen, und als die Jungfrau sich an den Ritter selbst wenden will, so schlägt er sie mit einer Geisel. Die Jungfrau reitet zurück und zeigt die Spuren, welche die Misshandlung zurückgelassen hat. Die Königin, aufgebracht darüber, gestattet jetzt dem Ritter hinzureiten, aber auch dieser wird von dem Zwerg mit unhöflichen Worten abgewiesen, und als er sich nicht zurückweisen lässt, mit der Geisel geschlagen. Erek, da er ohne Rüstung ist, muss den Schimpf ertragen, reitet zurück zu der Königin und erklärt ihr, dass er alsbald für die Schande Rache nehmen müsse, aber am dritten Tage wieder zurückkehren wolle. (1—148.)

Erek, weil, wenn er erst seinen Harnisch holen wollte, unterdessen seine Feinde wegreiten würden, eilt ihnen ohne Rüstung nach und behält sie, ohne sich ganz zu nähern, in den Augen. Der unbekannte Ritter reitet Abends in das Haus Tulmein¹⁾, wo der Herzog Îmâin²⁾ seinen Sitz hat. Dort soll ein

1) Tulmein : schein 1298. 1299.

2) Îmâin : friundin 182. 183.

Fest und zwar zum dritten Mal gefeiert werden. Ein Sperber sitzt auf einer silbernen Stange; wessen Geliebte die schönste ist, der nimmt den Sperber. Schon zweimal hat der Unbekannte ihn genommen und will ihn jetzt zum dritten Mal nehmen. (149—216.)

Erek weiss nichts von diesem Fest. Als er herangeritten kommt, findet er alle Häuser mit Gästen angefüllt; von niemand gekannt und mit Geld nicht versehen, sucht er vergeblich ein Unterkommen. Er tritt in ein verfallenes Haus, wo ihn ein alter, ärmlich gekleideter, aber vornehme Haltung zeigender Mann freundlich aufnimmt. Seine einzige Tochter von grosser Schönheit muss in Ermangelung eines Dieners für das Pferd sorgen. Die geringe Bewirthung wird mit anmuthiger Ironie geschildert. (217—395.)

Dieser Alte ist Graf Coralus, der, aus seinem Lande vertrieben, in grosser Armuth lebt; seine schöne Tochter heisst Enite und ist eine Verwandte jenes Herzogs Imain, der das Fest veranstaltet. Hier vernimmt Erek, was der Lärm auf dem Markt bedeutete, und dass der unbekannte Ritter Iders heisst. Erek sagt dem Alten, dass er an dem Zwerg sich rächen müsse, bittet ihn um eine Rüstung und um die Erlaubnis, seine Tochter zu dem Feste führen zu dürfen. Er sei ein Königssohn, und wenn er den Sperber als Sieger gewinne, so wolle er seine Tochter als Gemahlin nehmen. Der Alte gibt ihm seine schöne, in der Armuth noch bewahrte Rüstung. (396—619.)

Am nächsten Morgen begibt sich Erek mit Enite zu dem Herzog Imain, wo sie beide wohl empfangen werden. Erek fordert seine Freundin auf den Sperber zu nehmen. Iders setzt sich dagegen. Es kommt zum Kampf. Erek sticht seinen Gegner erst vom Pferd; dann kämpfen sie zu Fuss, ruhen einmal, bis endlich Iders niedergeschlagen wird. Der Besiegte bittet um sein Leben, und Erek gewährt es ihm gegen das Versprechen, sich zu der Königin Ginover zu begeben und dort sein unanständiges Betragen abzubüssen. Der Zwerg, er heisst Malicisier, wird auf einen Tisch gelegt und von zwei Knechten mit Ruthen gezüchtigt. (620—1097.)

Artus hält wieder zu Kardigan Hof. Die Jagd ist been-

dig; Artus hat selbst den weissen Hirsch gefangen und dadurch das Recht erlangt, eine Jungfrau zu küssen, und zwar diejenige, welche er auswählt. Die Königin bittet ihn dieses Recht erst auszuüben, wenn EreK von seinem Abenteuer zurückgekehrt sei. Jetzt erscheint Iders mit seiner Freundin und dem Zwerg, wirft sich vor der Königin auf die Knie und ergibt sich in ihre Gewalt. Er kündigt zugleich die Ankunft Ereks auf morgen an. (1098—1291.)

EreK, der glückliche Sieger, wird zu Tulmein ehrenvoll behandelt. Imain entwaffnet ihn selbst, und Enite gestattet ihm sein Haupt auf ihren Schoss zu legen und auszuruhen. Dann kehrt er, von Imain begleitet, zurück, Enite, den gewonnenen Sperber auf der Hand, zwischen ihnen. Am anderen Morgen bricht EreK, den Imain vergeblich zurückzuhalten sucht, auf und nimmt Enite mit. Als sie einsam über die Heide reiten, blicken sie sich mit Wohlgefallen und Liebe an. Bei Artus werden sie mit Freude empfangen. Die Königin lässt Enite prächtig kleiden und führt sie dann zu Artus und den Rittern der Tafelrunde. Sie kommt neben Artus zu sitzen, und dieser übt jetzt sein Recht, indem er sie auf den Mund küsst. EreK und Enite werden feierlich vermählt: grosse Festlichkeiten finden statt, späterhin ein Turnier, wo EreK den Preis davonträgt. Als jedermann seine Tapferkeit rühmt, bedenkt Enite, welche Gefahr ihr aus einer solchen kampflustigen Gesinnung ihres Gemahls erwachsen könne. EreK zieht hernach in seine Heimath zu seinem Vater Lac, dessen Hauptstadt Karnant heisst, zurück und wird aufs Beste empfangen. (1292—2923.)

Hiermit scheint das Gedicht beendigt; allein es ist nur die Einleitung, welche die Verhältnisse darstellt, in welchen sich der eigentliche Inhalt entwickelt, der wiederum, wie es bei einer Dichtung, die eine höhere Bedeutung in sich schliesst, sein muss, aus der eigenthümlichen Natur der Hauptpersonen hervorgeht.

EreK gibt sich ganz der Liebe und den Liebkosungen seiner Frau hin, und einer weichlichen, nur Genuss suchenden Üppigkeit sich überlassend, wandelt er seine Sitte und betrügt sich, als wäre er nie ein Mann gewesen. Er lässt seine Gesellen

auf die Turniere gehen und bleibt selbst daheim. Er verliert sich so, dass niemand mehr auf ihn achtet: Ritter und Knechte verlassen ihn und verwünschen ihn. Enite erfährt das, wagt es aber nicht ihm zu sagen. (2924—3011.)

Eines Tages, als er neben ihr ruht und sie glaubt, er schlafe, klagt sie darüber, dass sie anhören müsse, wie man ihm fluche. Aber EreK hat ihre Worte vernommen und lässt nicht nach, bis sie ihm nähere Aufklärung gegeben hat. Jetzt springt EreK auf, heisst ein Pferd für sich und Enite bereiten, zieht Rüstung an und reitet mit ihr fort. Die Frau muss geloben auf dem Zug den Mund nicht aufzuthun, sie möge sehen, was sie wolle. (3012—3104.)

Sie gelangen in einen Wald. Enite bemerkt drei Räuber; sie will den EreK durch Zeichen darauf aufmerksam machen, aber vergeblich; er bemerkt die Zeichen nicht. Sie entschliesst sich endlich, da grosse Gefahr vorhanden ist, es ihm zu sagen. EreK tödtet die Räuber; dann aber macht er ihr Vorwürfe, dass sie gegen sein Verbot gehandelt und geredet habe. Zur Strafe legt er ihr auf die Rosse der drei Räuber an die Hand zu nehmen und zu führen. (3105—3290.)

Enite erblickt abermals fünf Räuber. Alles wie vorher. Enite warnt, erhält, nachdem die Räuber getödtet sind, heftige Vorwürfe und muss die fünf Rosse noch zu den übrigen nehmen, also achte führen. (3291—3470.)

Als sie aus dem Wald heraus sind, kommen sie zu dem Sitz eines mächtigen Grafen. Auf dem Markt davor ruhen sie aus. Ein Knabe geht daher und bietet ihnen Speise an, die EreK annimmt, und wofür er ihm eins von den acht Rossen zum Geschenk macht; er hätte sie ihm alle gegeben, wenn er der Frau hätte ihre Last erleichtern wollen. Der Knabe steht in Diensten des Grafen; als dieser ihn mit dem Pferde erblickt, fragt er ihn aus und geht dann zu EreK, ihn zu sich einzuladen. EreK dankt höflich und lässt sich zu einem Wirth führen. Er entwaffnet sich, und Enite freut sich der Ruhe, aber er erlaubt ihr, nicht während des Essens neben ihr zu sitzen. Der Graf, dem nach der schönen Frau gelüftet, kommt mit vier Rittern in die Herberge. Er wundert sich, dass die Frau ab-

gesondert sitzt. Erek erwidert, das sei so sein Wille, erlaubt ihm aber sich neben sie zu setzen. Der Graf tadelt die harte Behandlung, die sie erfahren muss, und trägt ihr an seine Gemahlin zu werden. Sie weist seine Anträge zurück und sagt ihm, sie dulde mit Recht. Da droht er mit Gewalt, und jetzt stellt sie sich listig an, als sei sie bereit, seinen Vorschlag anzunehmen, den sie vorher nicht als ernstlich gemeint betrachtet habe. Sie sagt ihm, er möge morgen frühe kommen, in der Nacht wolle sie dem Erek sein Schwert stehlen. Dann heisst sie ihn weggehen. (3471—3946.)

Erek lässt in dem Schlafgemach ihre Betten sondern. Enite bedenkt, dass er ihr schon zweimal die Übertretung seines Verbotes verziehen habe (nur die Strafe hatte er ihr aufgelegt, die Pferde zu führen), handle sie zum dritten Mal dawider, so sei es ihr Tod. Sie will aber lieber sterben, als ihn in die Gefahr bringen. Sie steht auf, kniet vor seinem Bett und entdeckt ihm alles. Erek erhebt sich sogleich, lässt die Rosse satteln, lohnt den Wirth mit den sieben erbeuteten Pferden und reitet in der Nacht fort. (3947—4026.)

Der lüsterne Graf macht sich frühmorgens auf und kommt mit neunzehn Gesellen in die Herberge. Erek ist schon fort, und der Wirth weiss nicht, wohin er gezogen ist. Aber der Tag bricht an; sie bemerken die Spur und reiten ihm nach. Erek ist bereits drei Meilen weit geritten: er macht der Frau Vorwürfe, dass sie ihn abermals gewarnt hat. Sie entschuldigt sich damit, dass er sonst umgekommen wäre, und verspricht sich zu hüten. Aber jetzt vernimmt sie das Geräusch der Verfolgenden; er, der in der Eisenrüstung steckt, hört es nicht. Gleich warnt sie ihn wieder, und kaum ist sie mit ihren Worten zu Ende, so reitet schon der Graf den Erek an und macht ihm Vorwürfe, dass er eine vornehme Frau entführe. Sie kämpfen mit einander, und Erek versetzt dem Grafen einen Stich in die Seite. Des Grafen Begleiter fallen über Erek her, aber er tödtet sechs, und die übrigen entfliehen. (4027—4230.)

Erek reitet weiter und bittet Gott, dass er ihn vor dem Landvolk errette, das, wenn es den Tod seines Herrn erfahre, über ihn herfallen werde. Doch die Furcht war ungegründet;

die Übriggebliebenen tragen den Verwundeten weg und sagen daheim nichts von ihrer Schande. EreK beginnt aufs Neue der Enite Vorwürfe [zu machen]; sie verspricht Besserung, hält aber ihr Versprechen nicht. Es naht noch grössere Gefahr. EreK kommt in ein unbekanntes Land, dessen Herr ein zwerghafter aber höchst tapferer Mann ist. Abermals warnt Enite. EreK empfängt im Kampf eine Wunde, schlägt aber doch noch den Kleinen nieder und schenkt ihm das Leben unter der Bedingung, dass er seinen Namen nenne. Es ist Guivreiz, König von Irland. Beide Helden verbinden sich gegenseitig ihre Wunden. EreK nimmt eine Einladung an, doch nur bis zum nächsten Morgen; er will auch keinen Arzt, der seine Wunden heile. (4231—4629.)

Hier ist eine Lücke in der Handschrift. Haupt hat die entsprechende Stelle aus dem französischen Gedicht des Chrétien de Troyes in der Vorrede mitgetheilt. Danach begibt sich EreK am andern Morgen wieder auf den Weg und kommt in eine Ebene, wo Artus an dem Rande des Waldes seine Zelte hatte aufschlagen lassen. Gawein, ein Ritter der Tafelrunde, war, müde von einem Ritt, in ein Zelt gegangen und hatte Schild, Speer und Ross aussen bei einer Buche gelassen. Kai (Truchsess des Artus, prahlerisch, aber feig und doch wohl gelitten, hat etwas vom Falstaff) kommt heran, setzt sich auf das Ross, nimmt Schild und Speer und reitet fort. Zufällig begegnet er dem EreK und wird von diesem erkannt, aber Kai erkennt den EreK nicht, weil auf dessen Schild vor Schlägen und Stichen nichts zu sehen ist und Enite ihr Gesicht verhüllt hat. Kai, ohne zu grüssen, greift dem EreK in die Zügel, verlangt zu wissen, wer er sei, und will ihn zu Artus führen. EreK weigert sich.

So erzählt das französische Gedicht. Das deutsche muss den Hergang etwas verschieden dargestellt haben; denn es beginnt damit, dass Kai dem EreK vorschlägt, er wolle dem König Artus sagen, er, Kai, habe ihm die Wunden geschlagen und er, EreK, sei sein Gefangener. EreK (der ihn schon) will seine Strasse ziehen, aber Kai will ihn zwingen. Jetzt geräth EreK in Zorn und zieht sein Schwert. Der feige Kai entflieht; EreK

setzt ihm nach und stösst ihn mit umgekehrtem Speer, dass er wie ein Sack vom Pferd fällt. Erek entführt das Ross, da läuft Kai ihm nach und muss, wie ungern er daran geht, seinen Namen sagen; denn sonst erhält er das Ross nicht zurück. Dagegen nennt sich Erek nicht. (4630—4831.)

Kai reitet zu Artus zurück und erzählt sein Abenteuer; er weiss es glimpflich darzustellen, drückt aber die Vermuthung aus, dass er es möge mit Erek zu thun gehabt haben. Artus sendet Gawein an ihn ab, der ihn einladen soll: doch Erek lehnt die Einladung ab. Aber Artus schlägt seine Zelte auf dem Wege auf, so dass Erek auf ihn stossen muss. Er und Enite werden ehrenvoll empfangen und seine Wunden mit dem kräftigen Pflaster, das die Schwester des Königs Artus, Fämurgân, hinterlassen hat, schnell geheilt. (4832—5269.)

Am anderen Morgen zieht er mit Enite weiter. Er hört auf seinem Weg ein jammervolles Geschrei und findet eine Frau in Verzweiflung, der zwei Riesen den Mann entführt haben. Erek lässt Enite zurück, eilt den Riesen nach und besiegt beide; dann bringt er den Mann, der Sadoch von Bafriol [bei Haupt² Cadoc von Cafrîol] ist, zu seiner jammernden Frau zurück und weist beide zu Artus. (5270—5708.)

Als Erek bei Enite wieder eintrifft, ist er durch die im Kampf empfangenen Wunden und das vergossene Blut so entkräftet, dass er wie todt vom Pferd herabfällt. Enite jammert und klagt, zieht dann Ereks Schwert und will es sich eben in die Brust stossen, als der Graf Oringles von Limors mit seinem Gefolge herankommt. Er entreisst ihr das Schwert und wirft es weg. Erstaunt über die Schönheit der Frau, beräth er sich mit seinen Rittern und fasst mit ihrer Beistimmung den Entschluss, sie zu seiner Gemahlin zu nehmen. Sie weist zwar seinen Antrag zurück, er hofft aber noch ihren Sinn zu ändern. Erek wird als ein Todter auf eine Bahre gelegt und nach Limors gebracht, wohin Enite folgt. Der Graf beruft sogleich die Geistlichkeit, die ihn mit der Frau vermählen soll. Enite will die Leiche Ereks nicht verlassen. Oringles nöthigt sie zu einem Gastmahl zu kommen, aber sie weigert sich etwas zu

geniessen. »Nicht eher«, spricht sie, »kommt Speise in meinen Mund, als bis mein todter Gemahl mit mir isst.« Der Graf geräth jetzt in Zorn und schlägt die Frau. Sie schreit, und EreK, der nur in Betäubung gelegen hatte und wieder zu Besinnung gekommen ist, vernimmt das Geschrei. Als bald erhebt er sich, reisst ein Schwert von der Wand und rennt hin. Er erschlägt den Grafen und zwei neben ihm Sitzende; die anderen, in höchstem Schrecken, da sie einen Todten in ihm zu sehen glauben, ergreifen die Flucht; nur Enite bleibt. EreK nimmt Schild und Speer, hebt Enite vor sich aufs Pferd und reitet mit ihr fort. Als sie wieder in dem Wald sind, erzählt ihm Enite, was geschehen ist. Er erkennt jetzt ihre Treue und Liebe, küsst und umarmt sie, und sie versöhnen sich mit einander. (5709—6812.)

Hiermit endigt der zweite Abschnitt des Gedichtes. Die Spannung hat sich gelöst; die Ereignisse sind zu einem angemessenen Schluss gelangt. Die Sage könnte hier aufhören, aber sie fügt noch einen dritten Theil hinzu, der den Grundgedanken durch einen Gegensatz noch heller hervorhebt und das Ganze in einem weiteren Kreis abschliesst.

Ein Edelknabe ist von der Burg zu Limors, wo die letzten Ereignisse stattfanden, zu Guivreiz, dem zwerghaften König, den wir schon kennen, gelaufen und hat ihm berichtet, dass Graf Oringles erschlagen sei. Guivreiz, der gleich einsieht, dass es EreK gethan hat, fürchtet die Gefahr, die diesem durch das erbitterte Landvolk daraus erwachsen kann, und macht sich mit seinen Rittern zu seiner Rettung auf. EreK vernimmt das Geräusch der herannahenden Schar, heisst Enite absteigen und will sich, obgleich kraftlos, entgegenstellen. Es ist Nacht, und der Mond hat sich verhüllt. Beide rennen gegen einander, und Guivreiz sticht den schwachen EreK vom Ross herab, dem dies zum ersten Mal begegnet. Guivreiz bindet dem Besiegten den Helm ab und will ihn tödten: da springt Enite hervor und bittet den Sieger dem EreK, der wegen der von dem Könige Guivreiz früherhin empfangenen Wunden kraftlos gewesen sei, das Leben nicht zu nehmen. Guivreiz erkennt Enite an der

Stimme und springt zurück, als er vernimmt, dass es EreK ist, den er niedergeworfen hat, zu dessen Rettung er gerade ausgezogen war. Die beiden Helden umarmen sich. (6813—7029.)

Guivreiz führt beide auf seine Burg Penefrec, wo EreK durch das Wunderpflaster der Famurgan geheilt wird. Nach ein Paar Wochen zieht er wieder aus. Enite erhält ein Pferd, das einem Zwerg abgenommen war und das in einer unverhältnismässig langen Stelle ausführlich beschrieben wird. Sie reiten nach Britanien und wollen Artus aufsuchen. Guivreiz begleitet sie. (7030—7893.)

Auf dem Weg erblicken sie die Burg Brandigân. Guivreiz will zurückreiten, aber EreK lässt sich nicht abhalten. Dort in einem Baumgarten weilt ein Ritter, der an Stärke alle anderen übertrifft und jeden, der sich ihm entgegenstellt, niederschlägt. Unter der Burg liegt eine Stadt, in welche EreK gutes Muthes reitet, und wo jeder die schöne Frau bedauert, die ihren Mann in dem Abenteuer verlieren soll. Sie begeben sich in die Burg Brandigan, wo sie ehrenvoll empfangen werden von dem Könige Ivreins, dem Oheim jenes Ritters im Baumgarten. Sie finden darin achtzig in Trauer gekleidete Frauen, Wittwen, deren Männer dort sind erschlagen worden. EreK erfährt nun, dass der Ritter mit seiner schönen Frau in dem Baumgarten wohnt und seit zwölf Jahren jeden im Kampf getödtet hat, der in den Garten gekommen ist. Wer an der Pforte erscheint, dem wird sie geöffnet; seine Begleitung muss draussen bleiben. Ivreins rath vergeblich dem EreK von dem Abenteuer abzustehen. (7894—8612.)

Am folgenden Morgen begibt sich EreK auf den Weg. Nur ein enger Pfad führt zu dem Garten, in welchem Bäume mit Blüthen und Früchten stehen und die Vögel singen. Der Garten ist von einer Wolke eingeschlossen, durch die niemand dringen kann. Enite und Guivreiz begleiten ihn; auch Ivreins reitet mit und zeigt ihm den Eingang. Da ist ein weiter Kreis von Eichenstäben: auf jeglichem steckt ein Menschenhaupt; es sind die Häupter der erschlagenen Ritter. Nur einer ist leer, an welchem ein Horn hängt, das derjenige dreimal blasen soll,

dem es gelingt, den Ritter des Gartens zu besiegen. Dahinter liegt der schmale Weg. (8613—8894.)

Erek reitet ein. Nachdem er eine Strecke von drei Rossläufen geritten ist, findet er bei einem Zelt eine wunderschöne Frau, die ihn warnt. Indem vernimmt er ein lautes Geschrei; es ist der Ritter des Gartens, der sich nähert. Er ist riesenmässig gross und trägt eine ganz rothe Rüstung. Es kommt zum Kampf, erst mit dem Speer, dann mit dem Schwert; als beide Schwerter brechen, ringen sie mit einander. Erek wirft seinen Gegner nieder und kniet ihm auf die Brust. Der Besiegte will sich nicht nennen, bevor er überzeugt ist, dass ein Ebenbürtiger ihn besiegt habe. Erek, obgleich es gegen die Sitte ist, nennt sich, und nun sagt auch der rothe Ritter seinen Namen; er heisst Mabonagrîn. Darauf Versöhnung. (8895—9399.)

Der rothe Ritter erzählt jetzt, wie alles gekommen sei. Seiner schönen jungen Frau hatte er, bethört von Liebe, versprochen alles zu erfüllen, was sie begehren würde. Da habe sie gefordert, dass er den Garten niemals verlassen und so lange bleiben wolle, bis er vor ihren Augen sei überwunden worden, was ihr als eine Unmöglichkeit vorgekommen war. Bis jetzt hat er noch jeden besiegt, der in den Garten gekommen war, aber jetzt freut er sich seine Freiheit wieder erlangt zu haben, wieder ausziehen zu dürfen, wohin er will. (9400—9688.)

Mabonagrîn fordert nun den Sieger auf dreimal in das Horn zu stossen. Die draussen Harrenden meinen das erste Mal, es sei Täuschung; bei dem dritten Schall führt Ivreins die Frau Enite in den Garten. Grosse Freude; nur die Frau des rothen Ritters trauert, wird aber von Enite, mit der sie verwandt ist, getröstet. Die Todtenhäupter werden von den Stäben abgenommen. Erek begibt sich jetzt zu Artus, wo er ehrenvoll empfangen wird; er hat die achtzig Wittwen mit dahin genommen, die sich dort bewegen lassen die Trauerkleider abzulegen. (9689—9961.)

Ereks Vater ist gestorben; er zieht jetzt mit Enite in sein Reich, wo sie ihr Leben in Glückseligkeit beschliessen. (9962—10135.)

Ich will zunächst einige Betrachtungen über den inneren Gehalt unserer Dichtung anstellen. An lebendigem Zusammenhang, an einem idealen Mittelpunkt fehlt es ihr nicht. Sie zeigt, wie eine gänzliche Hingebung des Mannes an die Schwelgereien der Liebe die tapfere Gesinnung schwächt, endlich aufzehrt und gegen ein männliches Leben gleichgültig macht. Die Frau, die im voraus die Gefahren befürchtete, die ihr aus der kampf-lustigen Natur ihres geliebten Mannes erwachsen könnten, sieht sich in der Lage, dass sie nicht wagt ihn zu warnen. Jetzt kommt der Augenblick, der entscheidet. Ein anderer würde immer tiefer versunken sein, aber EreK, als die Warnung an sein Ohr gelangt, erhebt sich mit jener Stahlkraft ausgezeichneter Naturen, die in ihnen unthätig ruhen, aber nicht zu Grunde gehen kann. Die Rückwirkung ist heftig und treibt ihn über den rechten Weg hinaus. Er legt sich zur Strafe auf, blind und mit Hintansetzung aller Vorsicht, auch der Vorsicht, welche einem Ritter erlaubt war, in jede Gefahr sich zu stürzen: er prüft die Liebe und Treue der Frau auf eine zu harte und grausame Weise. Als seine Tapferkeit sich glänzend bewährt, als die Gesinnung der Frau wie reines Gold an den Tag kommt, da tritt endlich Versöhnung und Beruhigung ein und führt zu dauerndem Glück. Als Gegensatz zu EreK wird Mabonagrin aufgestellt. Seine wilde, riesenhafte Natur setzt ihn der Gefahr nicht aus, sich zu verliegen, aber auch er wird von der Liebe geirrt und bethört. Seine junge Frau hat ihm listig ein Versprechen abgeloct, das ihn nun, wie sie glaubt, für immer bei ihr zurückhalten soll, ihn aber nicht wie den EreK zum Ver-liegen, sondern zu roher Tapferkeit leitet, bis endlich durch den Sieg Ereks das natürliche Verhältnis wieder hergestellt wird.

Die Charaktere haben alle bestimmte Umrissse und sind mit Wahrheit und Innigkeit, dabei mit scharfem Blick in die menschliche Natur geschildert. Die Kraft, mit der sich EreK aus schwelgerischer Unthätigkeit aufrichtet, lässt uns schon den Mann erkennen, seine edle Gesinnung bricht überall durch; selbst die Härte, mit der er seine Frau zu prüfen sich vorgesetzt hat, kann er nicht ganz in Erfüllung gehen lassen, er mässigt jedes Mal die Strafe, die er ihr auflegt. Enite zeigt

eine warme, aber in Zucht gehaltene Natur und eine Gewalt der Liebe, die alle Prüfungen besteht und endlich das Geschick überwindet. Feine Züge sind eingemischt, die uns beweisen, wie tief der Dichter in die Seele der Frauen geschaut hat. Ereks Natur ist durch den Gegensatz des rothen Ritters in ein noch glänzenderes Licht gestellt, wie dessen Geliebte durch das Übertriebene, etwas Unnatürliche ihrer Leidenschaft die wahrhaftere, innigere Enite erhebt. Auch wer sonst noch auftritt, der zwerghafte, aber tapfere Guivreiz, der feige Kai haben bestimmt gezeichnete Umrisse. Hätte sich der Dichter der langen und langweiligen Beschreibung von Enitens Pferd, die über 500 Verse einnimmt, enthalten, die wie ein Auswuchs das Ebenmass stört, so wäre an der gut eingeleiteten, klar sich entwickelnden Erzählung nichts zu tadeln. Gervinus hat das Gedicht ungerecht beurtheilt und seinen Werth verkannt.

Die Darstellung ist in den anderen Gedichten Hartmanns noch ausgebildeter, der Ausdruck noch geebneter, die Sprache wie die Verskunst noch verfeinerter. Er gebraucht noch im Erek volksmässige Wörter, die er dort vermeidet (sie sind von Haupt in der Vorrede S. XV zusammengestellt). Aber durch dieses sein erstes Werk, in welchem er sich noch einen »tumben knecht«, d. h. einen unerfahrenen Jüngling nennt, geht eine jugendliche Frische, die ihm in meinen Augen einen besonderen Vorzug verleiht. Darin kann ich ihm den kunstreicher ausgearbeiteten Iwein nicht an die Seite stellen. Freilich dort wirkt die unbelebte Fabel, d. h. so wie sie in dem deutschen Gedicht erscheint, ursprünglich mag sie besser gewesen sein und inneren Zusammenhang gehabt haben, nachtheilig. Die Unnatürlichkeit der Charaktere kann die schöne Ausführung nicht verwischen, wie die Wunder uns kalt lassen und sich nicht wahrhaft mit der Fabel vereinigen. Man kann es nicht verwinden, dass die Frau den Sieger, nachdem er ihren Mann getödtet hat, gleich zum Gemahl nimmt, und der Wahnsinn, in den dieser hernach verfällt, macht einen widrigen Eindruck. Wir können für niemand rechte Theilnahme fassen. Den Grundgedanken des Iwein findet Benecke darin, dass der Dichter habe darstellen wollen, »wie dem, welcher mit ganzer Kraft

der Seele nach dem trachtet, was wahrhaftig gut ist, Glück und Ehre folge«. Der Dichter rühmt das im Eingang des Gedichts, aber von Artus, nicht von Iwein. Ich will weiter nichts dagegen einwenden; allein dieser Gedanke ist zu allgemein, als dass das Gedicht dadurch Eindruck auf uns machen könne. Ich wiederhole es, der Werth des Iwein beruht in der meisterhaften Ausführung. Sieht man von der Fabel ab, in welcher Hartmann dem französischen Dichter folgt, so verdient das Gedicht das grösste Lob. Er hat die an sich widerstrebende Fabel mit deutschem Gemüth erfüllt, und von diesem Gesichtspunkt betrachtet ist sein Werk gründlich, anmuthig, mit den wärmsten und reinsten Farben ausgemalt. Die Legende von Gregorius ist wieder trefflich erzählt; doch hält uns der düstere Inhalt etwas in der Ferne, und etwas Peinliches, das in der Sage von dem armen Heinrich liegt und das sich nicht leugnen lässt, hindert auch hier eine volle Hingebung an die Sage, wie zart, innig gefühlt, ergreifend auch die Auffassung und, man kann sagen, vollendet die Darstellung ist.

Dem Volksepos, dem Nibelungelied, der Gudrun steht Erek, wie überhaupt die höfische Poesie, entgegen. Hier begegnen wir einer ganz anderen Ansicht des Lebens; ich habe das schon früher im Allgemeinen ausgedrückt. Zwar ist auch im Erek die Tapferkeit eine abenteuerliche; die durch ihre Übertreibungen den Eindruck vernichtet, allein man muss doch sagen, dass sich hier die Poesie mehr der natürlichen Wahrheit nähert. In der Liebe der Enite sind fein abgelauschte Züge der menschlichen Seele geschildert, und dieses Gedicht hat dadurch einen eigenen Reiz erhalten: im Ganzen hat es etwas von dem Wesen des Märchens, wie ja auch die Heldensage in dem Rosengärten diese Richtung genommen hat. Das Märchen, indem es die Schranken des Natürlichen durchbricht, gestattet der Einbildungskraft, sich in das Ungemessene auszubreiten, und stellt das Unerhörte und Unglaubliche als das Gewöhnliche dar.

Ich will jetzt von dem Ursprung der Sage reden, die sich in unserem Gedicht darstellt. Erek gehört, wie das andere Rittergedicht Hartmanns, zu dem Sagenkreis der Tafelrunde, und beide haben, wie schon angemerkt ist, ihre nächsten Vor-

bilder in nordfranzösischen Gedichten des zwölften Jahrhunderts. Allein woher haben diese geschöpft? Der Inhalt, der Schauplatz weist ihr Britannien als Heimath an, und es ist schon deshalb keine Annahme natürlicher, als dass sie gälischen Ursprungs sei. Die Gälen, Gallier, ein mächtiger Zweig des grossen keltischen Stammes (wie die Hochländer in Schottland und die Iren in Irland) waren die ältesten Bewohner von Britannien und erhielten sich, zurückgedrängt erst von den Römern, die das Land unter Caesar eroberten und im Jahr 426 verliessen, hernach von den Angelsachsen, die in der Mitte des fünften Jahrhunderts kamen, endlich von den Normannen, die in der Mitte des elften Jahrhunderts landeten, in dem westlichen Theil von England, in Wales, Wallis, Cambrien, wo sie nur durch die See, die sie von drei Seiten umgibt, von Irland getrennt sind. Von gleicher Abkunft mit diesen Gälen auf der Insel sind auf dem festen Land die Bewohner von der heutigen Bretagne (Britannia minor), die auch Armoricaner hiessen; beide Völker reden dieselbe Sprache mit geringer Verschiedenheit, die früherhin noch unbedeutender muss gewesen sein. Jene Gälen in Wales (Britten, Cambrier, Walliser genannt) besaßen eigene Dichter, welche Barden hiessen. Von den Dichtungen derselben sind aus verschiedenen Zeiten eine bedeutende Anzahl vorhanden, und ein Theil davon ist gedruckt. Schon lange ist Streit über die Echtheit dieser Dichtungen; zuletzt noch hat A. W. Schlegel sie für neuere Erfindungen erklärt, und zwar in hartem, absprechendem Ton. Aber in der neuesten Zeit fängt das Blatt an sich zu wenden. Es sind Untersuchungen angestellt worden und Denkmäler an das Licht gezogen, welche jener überkritischen Vernichtungslust ein Ziel setzen. An sich schon war es unnatürlich, dass so ansehnliche, gegenseitig sich verbürgende, oft den Geist des Alterthums athmende Dichtungen eine zwecklose Erfindung sein sollten; Überarbeitungen, spätere Einmischungen mögen erfolgt sein; kein Verständiger wird das leugnen; es ist ebenfalls ganz natürlich. Zudem gibt es Handschriften, die in das zehnte Jahrhundert gehören (so wenigstens wird versichert); ob andere bis in das siebente Jahrhundert zurückgehen, wie man auch behauptet, wird sich erst

mit Sicherheit ergeben, wenn die Sprache geschichtlich erforscht ist, was man bis jetzt noch nicht gethan hat, und sich die erhaltenen Denkmäler der Zeit nach ordnen lassen.

Man unterscheidet folgende Werke: 1. Gedichte namhafter Barden, welche mythischen Inhalts und schon deshalb schwer verständlich sind; sie mögen die ältesten sein. 2. Nur in Prosa vorhandene, aber allem Anschein nach metrisch abgefasste Gedichte, welche man Triaden nennt, weil darin immer von drei ähnlichen zusammen- oder gegenübergestellten Dingen die Rede ist: von drei Personen (ohne Rücksicht auf Gleichzeitigkeit), drei Orten, drei Ereignissen. Es sind sehr eigenthümliche, in gewissem Sinn gelehrte Dichtungen, über deren Entstehung und Alter wir im Dunkeln sind und die nur vorsichtig dürfen benutzt werden. Möglicher Weise sind darin uralte Bestandtheile anzuerkennen; denn sie berühren mythologische Ideen, wie jene Gedichte der Barden. Allein sie enthalten auch geschichtliche Beziehungen, die jünger zu sein scheinen. Schlegel geht so weit, S. 381 die Triaden für Erfindungen des vierzehnten bis sechzehnten Jahrhunderts zu erklären. 3. Sagen- geschichte in der Form von Chroniken. Hier ist das Werk des Walther von Oxford, das uns in der lateinischen Übersetzung des Halfried oder Gottfried von Monmouth, der 1130—1150 schrieb und im Jahre 1138 sein Werk beendigte, erhalten ist, zu nennen. Gottfried gibt diese seine Quelle selbst an, und es ist kein Grund da, die Wahrheit dieser Angabe zu bezweifeln, obgleich man es gethan hat. Schlegel (S. 383) erklärt den Gottfried geradezu für einen Lügner und absichtlichen Betrüger. 4. Epische Gedichte aus dem Sagenkreis von Artus und der Tafelrunde, von welcher ich gleich näher reden werde. 5. Endlich noch in der Bretagne lebende Volkslieder epischen Inhalts, die der Graf Villemarqué unter dem Titel »Barzas-Breiz, Chants populaires de la Bretagne, in 2 Bänden (Paris 1840) mit einer französischen Übersetzung, Erläuterungen und Volksmelodien herausgegeben hat.

Für uns am wichtigsten sind die unter No. 4 erwähnten epischen Gedichte. Sie werden Mabinogion genannt. Mabinogi, so lautet der Singular, bedeutet Sage, Erzählung, Märchen. Mit

ihrer Bekanntmachung ist eben erst begonnen worden. Lady Guest hat bis dahin vier Theile herausgegeben, jedes Mal den Urtext mit einer englischen Übersetzung und schätzbaren Anmerkungen: Mabinogion oder das rothe Buch (London 1838–1842), eine kostbare Prachtausgabe; bis 1845 sind 6 Theile erschienen (Sagen und Märchen von K. v. K. 1, S. 460). Deutschen Lesern sind sie zugänglich geworden in einer theilweisen Übersetzung von Albert Schulz (San Marte), Die Arthursage und die Märchen des rothen Buchs von Hergest (so heisst nämlich die Sammlung in dem Codex), Quedlinburg 1842. Der Verfasser hat eigene Bemerkungen und eine verständige, die Punkte, auf welche es ankommt, richtig heraushebende Abhandlung hinzugefügt, die bei der gälischen Society in England den Preis erhalten hatte und zuerst in einer englischen Übersetzung in England erschienen war. Endlich hat Graf Villemarqué dieselben Mabinogion aus einer älteren gälischen Handschrift übersetzt, Contes populaires des anciens Bretons précédés d'un essai sur l'origine des épopées chevaleresque de la table ronde (2 Vol. Paris 1842). Abermals sind Anmerkungen den einzelnen Erzählungen beigefügt und ausser der auf dem Titel genannten Abhandlung noch eine schätzbare Zugabe, Examen critique des sources bretonnes, die sich durch eine schöne, aus den Handschriften geschöpfte und gewiss nicht häufige Kenntniss der gälischen Litteratur auszeichnet und viel Lehrreiches enthält. Eine mit Einsicht geschriebene Beurtheilung der genannten drei Bücher von Dr. Wilh. Müller befindet sich in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1843, St. 101–103. Da die sonst noch hierhergehörige Litteratur in jenen drei Büchern bezeichnet ist, so kann ich dorthin verweisen. Ich hebe nur noch heraus Fauriel De l'origine de l'épopée chevaleresque du moyen âge (extrait de la revue des deux mondes) Paris 1832, wovon die Mittheilungen des thüringisch-sächsischen Vereins für Erforschung des Alterthums Bd 5 und 6 (1841–1843) eine deutsche Übersetzung zu liefern angefangen haben. Fauriel hat in einem Abschnitt über die Romane der Tafelrunde auch diesen Gegenstand mit Geschick, Geist und Lebhaftigkeit behandelt, aber damals waren die Mabinogion noch unbekannt, und er würde

ohne Zweifel seine Ansicht in vielen Punkten ändern. Den Werth der gälischen Litteratur und alte, ursprüngliche Bestandtheile darin hat er mit richtigem Takt erkannt. Gegen Fauriel gerichtet ist eine Beurtheilung A. W. v. Schlegels, die in seinen *Essais littéraires et historiques* (Bonn 1842) wieder abgedruckt ist. Seines abschreckenden Urtheils über die gälischen Dichtungen habe ich schon vorhin gedacht. Gervinus redet in seiner Geschichte der deutschen Dichtung (1, S. 243 ff.) auch über die britischen Dichtungen, wie er selbst sagt, aus Mangel an Einsicht in die Quellen, nur im Allgemeinen. Er kommt zu dem Schluss (S. 251. 252), dass die Tafelrunde erst nach Bekanntschaft mit den französischen Gedichten in die Arthursage gerathen und das Meiste darin ohne allen Zweifel reine Erdichtung sei, ein Ergebnis, dem ich, wie Sie hernach sehen werden, nicht beitreten kann.

Zuerst müssen wir wissen, in welche Zeit die Abfassung der *Mabinogion* fällt. Die Handschrift von dem rothen Buch, die *Lady Guest* benutzte, gehört in das vierzehnte Jahrhundert, die andere, die *Villemarqué* vor sich hatte, in das dreizehnte; so weit sind wir sicher. Es gibt eine Nachricht, wonach die Urschrift, aus welcher jene beiden Codices müssen abgeleitet werden, durch einen gälischen Barden in den Jahren 1079—1137 verfasst wurde. Diese Urschrift soll in einem Brande zu London verloren gegangen sein (*Villemarqué* 2, S. 324). Diese Nachricht hat nichts an sich Unglaubliches und kann begründet sein; man müsste demnach die Entstehung der Sammlung in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts setzen. Die Prosa der Erzählung ist schlicht und einfach, ohne alle Kunst. Es ist an sich, der Natur der Dinge nach, sehr wahrscheinlich, dass ihre Quelle metrische Gedichte waren, zumal sich hier und da noch gereimte Zeilen finden. Die erhaltenen *Mabinogion* weisen also noch auf ein höheres Alter zurück, als aus den Handschriften folgt.

Wir haben es hier nur mit den Erzählungen zu thun, die zu dem Fabelkreis von Artus und der Tafelrunde gehören. Wir finden die Sage von *Owein* (*Iwein*), *Peredur* (*Parzival*) und *Gheraint* (*Erek*), gerade die, von welchen auch nordfranzösische

und deutsche Gedichte vorhanden sind. Die nächste Frage ist: hat dieser Sagenkreis sich erst zu der Zeit, wo die Mabinogion gesammelt wurden, gebildet? Der älteste Chronikenschreiber, der Mönch Gildas (geb. 520), nennt Artus nicht, auch nicht Beda Venerabilis († 735). Zuerst gedenkt Nennius (schrieb um 858) seiner; er sagt: Artus — in omnibus bellis victor exstitit, und lässt ihn eine Fahrt nach Jerusalem unternehmen. Erst bei Gottfried von Monmouth, der das altgälische Buch von dem Archidiaconus Walther von Oxford (1130—1150) übersetzte, finden wir eine reichhaltige Sagengeschichte von Artus und Merlin. Aber sie enthält etwas Anderes als die Mabinogion; er nennt zwar Gawein (Gwalchmai) und Parzifal (Peredur), aber er erzählt von ihnen nicht das, was die altwalisischen Barden von Artus berichten (Villemarqué 2, S. 327), wo er entweder als ein mythisches Wesen oder als ein geschichtlicher Held erscheint. Erst im zwölften Jahrhundert finden wir Zeugnisse, welche den Fabelkreis, wie ihn die Mabinogion darstellen, voraussetzen.

Nach diesen Wahrnehmungen hat Schulz seine Ansicht gebildet, wonach aus geschichtlichen Anlässen und aus einem geschichtlichen Artus der Fabelkreis der Tafelrunde hervorgegangen sein soll. Dieser Ansicht kann ich nicht beitreten. Die Geschichte tritt immer in die schon vorhandene Sage ein, so ist es in der deutschen Heldensage z. B. geschehen, nicht aber wächst die Sage aus der Geschichte hervor, so nämlich dass die Geschichte ihr den Grund, den Hauptinhalt liefert. Die Sage bildet sich frei, und zwar zumeist aus mythischen Bestandtheilen, die sich nur mehr oder minder verdunkeln, weil sie geschichtlichen Schein annehmen. Wirkliche Ereignisse weben sich nur hier und da ein, wie einzelne Fäden, die in dem Ganzen verschwinden. Betrachten wir Geist und Wesen der erhaltenen Mabinogion, so finden wir darin mehr oder minder die Gesetze des ritterlichen Lebens, dem Einfachen und Natürlichen schon fern getretene Sitten, ein stillschweigendes Übereinkommen für die ganze Lebensweise, dem man sich unbedingt unterwirft, ungläubliche, mit grellen Farben ausgemalte Wunder, eine Tapferkeit, die nichts als den Ruhm sucht, vor keiner Gefahr

zurückgewichen zu sein, die nicht das Vaterland oder die Familie beschützen will, an die Frage von Recht oder Unrecht nicht denkt, sondern ausser sich selbst keinen Zweck hat. Die Dichtung gefällt sich in dem Spiel der Ereignisse; auf Gemüth und Seele nimmt sie wenig Rücksicht. Die Mabinogion sind trocken, ohne Belebung der Zustände aufgefasst: man hatte, wie es scheint, nur die Absicht, den Inhalt, den Stoff festzuhalten. Wir haben demnach keine ursprüngliche, ich will sagen der ersten Bildung nahe stehende Auffassung vor uns: es muss eine bessere Gestaltung vorangegangen sein, die einfacher, naturgemässer, von wahren Heldengeist erfüllter war. Es ist gewiss (ich habe es schon nachgewiesen), wir haben keine Zeugnisse von dem Dasein der Tafelrunde, die über das zwölfte Jahrhundert zurückgiengen, aber das kann ein Zufall sein, und wer weiss, was noch aus den vorhandenen altgälischen Gedichten, wenn sie einmal kritisch untersucht und kritisch geschieden sind, zu Tage kommt. Es ist ferner wahr, dass, was Gottfried von Monmouth erzählt, nicht in den Mabinogion erscheint und er die Tafelrunde nicht zu kennen scheint; allein das, was er erzählt, kann ein besonderer Theil, der vorzüglich von Merlin berichtete, gewesen sein, der dort sich nicht erhalten hat. Kennt doch Gottfrieds Zeitgenosse, Wilhelm von Malmesbury, der in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebte, schon einzelne Helden der Tafelrunde: er nennt Gawein, den Neffen Arthurs, und Ider, den Sohn des Königs Nuth, der uns aus dem Gedicht von EreK bekannt ist, ja er meint doch die Mabinogion (Villemarqué 2, S. 325), wenn er sagt »legitur in antiquis Britonum gestis illustrissimi regis«. Es ist endlich wahr, dass die altgälischen Gedichte der Barden den König Artus als ein ganz anderes Wesen, wie schon bemerkt ist, als eine mythische oder als eine geschichtliche Gestalt schildern. Ob man ihn deshalb für eine wirklich geschichtliche Person halten darf, wie Schulz thut, will ich noch dahingestellt sein lassen, ich glaube es nicht: gesetzt aber, er wäre es, so vereinigt sich das leicht mit meiner Ansicht. Artus trat dann in die schon vorhandene Sage und ward an ihre Spitze gestellt, wie der geschichtliche Theodorich und Attila in die Nibelungesage eintrat, und ward

dort, wo er vielleicht die Stelle eines alten heidnischen Gottes einnahm, aus einem wilden, kriegerischen Helden zu einem in hoher und glänzender Stellung nur die Geschicke lenkenden, selbst wenig thätigen Oberhaupt, wie er in den erhaltenen Gedichten erscheint und Karl der Grosse in dem kerlingischen Sagenkreis auftritt. Auch EreK zeigt sich bei den Barden (Schulz S. 321) als ein ganz anderer, und auch von ihm mag nur der Name in die Mabinogion übergegangen sein. Parzifal heisst bei den Barden und Gottfried von Monmouth wie in den Mabinogion Peredur. Ist die Erklärung, die Villemarqué (1, S. 195—197) von dem Namen gibt, richtig, wonach er so viel heisst: »der Sucher des Gefässes, des Beckens« in Beziehung auf ein wunderbares Gefäss, von welchem die altgälischen Dichtungen berichten, dass es die Kraft gehabt habe, tödtliche Wunden zu heilen, selbst das Leben zurückzugeben, ist diese Erklärung richtig, so würden wir ein Zeugnis von dem frühen Dasein der Graalsage in Britanien haben, die in den nordfranzösischen Dichtungen nur eine christliche Färbung erhielt.

So viel von dem Alter der Mabinogion; wir wissen, dass sie gälischen Ursprungs sind, aber wir müssen noch die Frage nach ihrer nächsten Heimath genauer ins Auge fassen. Ihr Schauplatz ist in Britanien. In England befinden sich auch die Handschriften, aber ich zweifle nicht, dass sie auch den Briten des festen Landes, den Armoricanern, eigen waren, es mag nun die Sage ursprünglich gemeinschaftlich gewesen, oder sie mag bei den vielfachen Berührungen, die zwischen Gälen von Wales und Bretagne stattfanden, oder bei Übersiedelungen nach Frankreich herübergewandert sein. Villemarqué möchte sie gerne den Armoricanern zueignen (2, S. 327—334); allein seine Gründe gelten nicht für alle Mabinogion. Für die Iweinsage lässt sich anführen, dass sie insoweit in der Bretagne spielt, als der Wald Breziljan, wo das Wunder mit dem Brunnen vor sich geht, dort lag und aus anderen Anführungen bekannt ist. In dem EreK zeigt sich deutlich eine Berührung mit französischer Dichtung, die nur in der Bretagne stattfinden konnte (Schulz S. 327). Es wird darin gesagt, dass der zwerghafte Guivreiz bei den Franken Gwiffert le petit heisse (Villemarqué 2, S. 85), und an

dem Hofe des Hönigs Artus kommt sogar ein Willelm, Sohn des Königs der Franken, vor (Villemarqué 2, S. 41). Dagegen spielt das Mabinogi von Peredur, so viel ich bemerkt habe, noch ganz auf dem Boden von England und scheint mir keine armoricanische Einwirkung erfahren zu haben.

Es ist noch eine Frage übrig: wie verhalten sich die alten französischen Gedichte von Iwein Parzival und Erek zu den Mabinogion? Ich rede nicht von der dichterischen Ausbildung. Habe ich Recht, in den erhaltenen Mabinogion nur einen meist dürren Bericht von dem Inhalt zu sehen, so kennen wir die wahre gälische Darstellung nicht; wie die Sachen stehen, verdienen die Franzosen in dieser Hinsicht den Vorzug: ihre Dichtungen haben mehr Fleisch und Blut. Dass sie in den deutschen Bearbeitungen Hartmanns, Gottfrieds und Wolframs viel und ungemein viel gewonnen haben, habe ich schon oben bemerkt. Es ist also hier bloss von dem Stoff, dem Skelett die Rede. Die französischen Dichter weisen auf bretagnische Erzählungen hin; namentlich thut das Chrétien von Troyes. Auch ohne diese Hinweisungen hatten wir dieses Verhältnis als das natürlichste voraussetzen dürfen. Weiter geht die Frage: waren die Mabinogion, die wir kennen, ihre Quelle? Der Gedanke liegt nahe, da die Entstehung des rothen Buches, das die Mabinogion uns erhalten hat, wie wir gesehen haben, ziemlich gleichzeitig mit den französischen Dichtern ist, d. h. in das zwölfte Jahrhundert fällt. Schulz fragt (S. 39): »sind die Mabinogion Quelle jener französischen Romane oder umgekehrt abgebleichte schwache Nachbilder jener französischen Blüthezeit?« Die Frage ist unrichtig gestellt, weil sie die richtige Antwort nicht zulässt. Sie sind nämlich beides nicht; das geht aus einer genauen Vergleichung ihres Inhalts hervor. Auf jeder Seite finden wir Eigenthümlichkeiten und in der Sage von Parzival die merkwürdigsten Abweichungen. In manchen Einzelheiten, scheint es mir, stehen die Mabinogion höher und enthalten das Richtigere und Bessere: aber auch das Umgekehrte wird stattfinden. W. Müller hat in der Beurtheilung von Schulz das Rechte bemerkt: die französischen Gedichte und die Mabinogion sind verschiedene Ableitungen aus einer weiter zurück-

liegenden Quelle aus der altgälischen Sage, die uns verloren ist. Die Mabinogion mögen sich auf mündliche Erzählungen bretagnischer Sänger stützen, wie die französischen Dichter, aber beide auf andere, jedes Mal verschiedene. Wie das bei der Überlieferung schon so oft ist beobachtet worden, dass sie sich in dem Fortschritt der Zeit und zu gleicher Zeit fast in jedem Mund verändert, so ist das auch hier der Fall gewesen. Wissen wir doch, dass unserem Wolfram zwei Auffassungen der Parzivalsage bekannt waren, eine von dem Provenzalen Kiot, aber in französischer, d. h. wahrscheinlich nordfranzösischer Sprache gedichtet, der er folgte, und eine andere nordfranzösische von Chrétien, die er, eben weil sie abweichend war, der Unwahrheit beschuldigt, was nichts Anderes heissen soll, als dass sie die Sage, die er für die echte hielt, nicht darstellte; auf die Wahrheit der Begebenheiten selbst glaube ich nicht dass sie zu beziehen ist. Übrigens war es leicht möglich, dass Chrétiens Gedicht den bretagnischen Erzählungen näher stand und insofern den Vorzug verdient.

Das Mabinogi der Erekssage, die uns hier am meisten angeht, zeigt nicht bloss die schon bemerkte Berührung mit französischer Auffassung; es stimmt auch am meisten dem Inhalte nach und im Gang der Erzählungen mit den altfranzösischen Gedichten. Das Ritterthum ist sichtbar ausgebildeter, die Sitte feiner, Pracht und Glanz der Lebensweise tritt weit mehr hervor. Ferner ist die Darstellung weniger trocken und dürftig; sie hat einige poetische Ausführlichkeit. Endlich, und darauf müssen wir am meisten Gewicht legen, kommen einige Abweichungen vor, welche, wenn sie auch auf den Gang der Ereignisse weiter keinen Einfluss haben, doch eine gewisse Selbständigkeit der armoricanischen wie der französischen Auffassung darthun. Artus erhält in dem Mabinogi das Recht, den Kopf des erlegten weissen Hirsches einer Frau, die er auswählt, zu verehren; das scheint alterthümlicher als die Erzählung des französischen Gedichtes, wo er von einer Dame einen Kuss nehmen darf, was schon auf die ritterliche Galanterie hinweist. In dem französischen Gedicht verstehen wir nicht recht die Härte, mit welcher Erek die Enite behandelt, warum er ihre Treue prüfen will, die

sie nie verletzt hat und zu verletzen niemals die Absicht zeigt. Sie hat nichts gethan als, während sie ihn für schlafend hält, darüber klagen, dass sein guter Ruf zu Grund gegangen sei; Erek hatte eher Ursache, ihr dafür zu danken. Aus dem Mabinogi entnehmen wir, dass Erek die Worte der Enite falsch versteht und glaubt, sie liebe einen Anderen und wünsche seinen Tod; jetzt ist die Prüfung, die er mit der Erhebung zu ritterlichem Leben verbindet, ganz natürlich und erscheint nicht mehr als Härte. Ich führe nur diese Beispiele an; es gibt noch andere Abweichungen, wo mir das Mabinogi den Vorzug zu verdienen scheint. So tritt die Mutter der Enite auf (in dem deutschen Gedicht wird nur nebenbei die hûsfrouwe genannt 312 und beim Abschied, den Enite von ihr nimmt, 1460), und sie und der greise Vater begleiten die Jungfrau zu dem Sperberfest in Tulmein, was an sich anständiger und der Sitte angemessener ist, als wenn sie allein mit dem fremden Ritter hingeht. Vielleicht hat der französische Dichter dieses Gefühl [gehabt] und den Herrn von Tulmein deshalb zu einem Verwandten der Enite gemacht. Das Abenteuer mit Mabonagrin ist in der armoricanischen Sage viel kürzer erzählt, und das französische Gedicht gewährt hierin wohl eine vollständigere Überlieferung: gleichwohl kommen auch eigene Züge vor. Der Baumgarten ist nicht bloss von einem Nebel umgeben, sondern auch ganz mit Pfählen umsteckt, so hoch als das Auge reicht, auf welchen, bis auf zwei, die Häupter der Erschlagenen stecken.

Ich kann die Betrachtung der Mabinogion nicht schliessen, ohne auf den Werth aufmerksam zu machen, den diese wieder geöffnete Quelle für die Erforschung und Beurtheilung der epischen Volkssagen der Gälén hat. Ihre weitere Bekanntmachung, auf die wir hoffen dürfen, wird daher sehr erwünscht kommen.

So weit die Einleitung; ich glaube die Hauptpunkte berührt und auf die Fragen, die sich aufdrängen, eine klare Antwort gegeben zu haben, wenn sie auch der Lage der Dinge nach nicht jedes Mal eine entscheidende sein konnte. Aber die Wissenschaft schliesst nicht ab: neue Forschungen werden sie

weiter fördern. Ich habe Ihnen noch Einiges über den Zweck, über die Art und Weise meiner Vorlesungen zu sagen.

Das letzte Ziel dieser Vorlesung ist kein anderes, als das ich bei meinen übrigen im Auge gehabt habe. Ich wünsche Sie in den Geist des deutschen Alterthums so lebendig und wahrhaft, als es in meinen Kräften steht, einzuführen. Nicht bloss auf Gelehrsamkeit ist es abgesehen, die todt ist, wenn sie nichts als sich selbst sucht; ich möchte dazu beitragen, dass Sie lernen die Gegenwart auch aus der Vergangenheit, mit der sie durch unzählige Fäden zusammenhängt, zu erkennen. Man gräbt einen verschütteten Brunnen auf, nicht damit jemand auf dem Wasserspiegel sein eigenes Gesicht wohlgefällig beschauen könne, sondern damit seine Quelle heraufdringe und den Boden, da wo er dürr und unfruchtbar geworden ist, tränke und befruchte. Nicht zu einer seelenlosen Nachahmung stelle ich es auf, der sich der freie Geist des Menschen niemals unterwirft; nicht die Sonne allein, der günstige Himmel, wenn ihn das Geschick über uns ausbreitet, kann das Gedeihen der Pflanze sichern, sie muss auch aus der Tiefe ihre Säfte ziehen und Triebkraft empfangen. Die Geschichte ist der Boden unter uns, in dem wir Wurzel schlagen. Unsere Arbeit besteht darin, dass wir die Steine hinwegschaffen, die Gleichgültigkeit oder Unverstand darauf geworfen haben. Wer sich von der Geschichte wendet, eine Gesinnung, die häufig genug bei uns in dieser Zeit auftaucht, ja gerühmt und gepriesen wird, wer jeden Tag von Neuem beginnt und mit dem Abend beschliesst, der gleicht jenen gespenstigen Wesen Rübezahls, die den Schein des Lebens einen Tag annehmen, aber mit der einbrechenden Nacht wieder verwelken.

Aber der Weg zu diesem Ziele ist kein leichter. Nicht mit ein Paar allgemeinen, in den Nebel unbestimmter Worte gestellten Redensarten gelangt man dahin: man setzt nicht mit dem Springstock über die Schwierigkeiten hinweg. Unser Weg ist ein mühsames und redliches Forschen: nur durch ein genaues, nichts Einzelnes, keine Kleinigkeit verschmähendes Verständnis eröffnet sich die letzte und die allein wahre Einsicht.

Zu
der
Phil
logen

Unser Weg ist ein streng philologischer. Fürchten Sie nicht, dass der Geist dabei abhanden komme. Wer ihn wirklich besitzt, dem geht er darüber nicht verloren. Auch dem Bildhauer tritt erst aus mühevoller Arbeit, nach unzähligen Schlägen auf den Meissel das reine Bild hervor. Zu einer solchen Arbeit fordere ich Sie auf. Ich werde mich bemühen, das Einzelne zu erklären; gelingt es mir nur, das Richtige zu treffen, so werde ich niemals trocken sein. Ein ungefähres Verständnis, ein halbes Errathen, ein unruhiges Hinwegeilen gewährt nichts als ein scheinbares Trugbild, das auseinandergeht, wenn man es fest anfassen will.

Wohin ich zugleich zu wirken trachte, das ist das richtige Gefühl für unsere Sprache. Auf welche Abwege sind wir gerathen! Ich rede nicht von dem athemlosen Treiben nach dem, was man geistreiche Gedanken nennt, nach der Sucht, sich damit zu versteigen, so weit hinauf zu versteigen, dass man den Rückweg nicht wieder findet, oder von der Geringschätzung, mit der man auf schlichte und reine Worte sieht; davon wird sich der deutsche Geist, der keine Aufschneiderei duldet, schon wieder befreien. Ich habe zunächst die äussere Gestalt unserer Sprache im Sinn, die, wenn sie einmal gestört und entstellt ist, so leicht nicht wieder in die rechten Fugen kommt. Wie ist sie verrenkt worden! Welche Mischung mit fremden Wörtern und Wendungen! Das taube Gestein hat sich zwischen das edle Gold gedrängt. Wer doch die Schaufel hätte, um den Wust über die Tenne zu werfen, damit die Spreu im Wind davon flöge und das reine Korn unserer edlen Sprache beisammen läge! Luther sagt: »die Sprache ist die Scheide, in welcher das Schwert des Gedankens steckt«. Man hat die Scheide abgezogen, und der schlecht bedeckte Stahl wird von dem Dunst gemeiner Rede berührt, rostet und muss erblinden. Statt dass das Wort sich fest an den Gedanken schliessen sollte, wird er von schlottrigen, ungewissen, schwebelnden Ausdrücken verhüllt. Die Worte verlieren ihre sinnliche und leibhafte Bedeutung und geben uns abgezogene, inhaltlose Begriffe.

Auch die, welche sich Puristen nennen, haben mehr verdorben als gefördert. Wie kein einzelner Mensch, so kann auch

kein Volk abgeschlossen für sich bestehen: in der Berührung mit anderen entwickeln sich die besten Kräfte, wird man seiner Eigenthümlichkeit sich erst bewusst. Welch einen belebenden Einfluss hat der englische Shakespeare auf Deutschland ausgeübt! Wie oft hat sich der deutsche Geist, wenn er verwirrt oder versunken war, an dem reinen Muster der Griechen aufgerichtet und gestärkt! Wer sein Licht einsam brennt, kann es nicht bei dem Nachbar wieder anzünden, wenn es der Wind ausgelöscht hat. Wenn das eine Volk bei dem anderen Dinge kennen lernt, die es zu Hause nicht findet, Begriffe, die ihm fremd sind, so ist auch natürlich, dass die fremden Ausdrücke mit herüber kommen. Haben wir doch, um ein Beispiel anzuführen, kein deutsches Wort, das dem von den Griechen empfangenen »Idee« entspräche. Unser »Gedanke« ist ein viel engerer, beschränkterer Begriff und bezeichnet nicht die Lichtstrahlen, die unmittelbar aus der Seele des Menschen aufsteigen. Gedanken hat der beschränkteste, aber Ideen gehen nur von einem höher begabten Geiste aus. Die Kunst, die Wissenschaft in der Form, in der sie überliefert wird, jedes Gewerbe hat seine technischen Ausdrücke, die jedermann kennt und versteht. Wenn man sie durch neuerfundene Worte übersetzen will, so macht man sie in Wahrheit nur unverständlich. Wie abgeschmackt ist es, wenn man den Genitiv Zeugnisfall nennt, den Imperativ »Befehl«, das Präsens »Gegenwart«, das Participium »Mittelwort«. Was heisst übersetzen? Einen Gedanken in dem Geist, dem Gefühl einer anderen Sprache ausdrücken. Darf man ein Wort in seinem logischen Begriff (der lebendige und wahre ist nie ganz durch eine Erklärung zu ergreifen, sondern er ist nur zu empfinden) fassen und in einem selbstgemachten, nur logisch gebildeten, jedem andern als dem Erfinder undeutlichen Wort ausdrücken? Ein solches Wort geht nicht aus dem natürlichen Kreis der in dem ganzen Volk lebenden Sprache hervor und ist an sich todt. Die Sprache ist kein Menschenwerk; sie hat eine Seele, die ihr bei ihrer Entstehung verliehen und nicht von einem Menschen eingehaucht ist. Sie entfaltet sich aus einem inneren, geheimnisreichen, nur in seiner geschichtlichen Erscheinung zu erfassenden Trieb, aus einer Naturnothwendig-

keit. Sie bildet sich bei denen, aus welchen der Geist unmittelbar redet, zumeist daher bei den Dichtern, aus einem inneren Drang weiter, aber sie verschmäh't die Gesetzgebung des berechnenden Verstandes, einer bewussten Absicht. Wie keine neue Pflanze mehr entsteht, so ist auch niemand im Stande, eine neue Sprachwurzel zu erfinden. Nur verlieren kann man sie, wie eine Anzahl in dem Lauf der Jahrhunderte zu Grund gegangen ist, andere nur in einzelnen Formen sich kundgeben. Nur in Zusammenfügungen, in der Anwendung des Vorhandenen, in dem kühneren Gebrauch der Formen bildet sich die Sprache weiter, aber sie gewinnt auch hier selten, ohne zugleich an ihrem grammatischen Bau einzubüßen. Die Klage über diesen Entwicklungsgang ist unnützlich; auch hier waltet ein Naturgesetz. Pflügt doch auch ein Volk, wie der einzelne Mensch, oft an seinem Charakter zu verlieren, wenn es an Behendigkeit des Geistes gewinnt.

Die deutsche Sprache (das Wort »deutsch« in der allgemeinsten Bedeutung genommen, so dass es auch die gothische, angelsächsische und nordische Sprache umfasst) ist mit der lateinischen, griechischen, persischen und dem Sanskrit gleichsam im Blute verwandt, auch die slavische und lettische zeigen unverkennbar Zusammenhang, wengleich in weiter zurücktretenden Graden: wahrscheinlich wird ihn auch das Keltische zeigen, wenn es in dem erhaltenen Gälischen besser erforscht ist. Alle diese Sprachen gehören Völkerstämmen, die nach und nach in vorgeschichtlichen Zeiten von dem Caucasus ausgezogen sind. Sie sind alle einer gemeinsamen Wurzel entsprungen, keine ist von der andern abzuleiten, jede zeigt neben der Verwandtschaft ihr eigenes Leben. Sie setzen eine Ursprache voraus, die nicht jetzt erst den Blicken sich entzogen hat: sie war schon zu der Zeit vorhanden, wo die ältesten erhaltenen Denkmäler jener Sprachen beginnen. Dieses Ergebnis ist durch Forschungen ausser Zweifel gestellt; Partikeln, Zahlwörter, Pronomina legen diesen Zusammenhang noch am deutlichsten dar, aber es gibt auch nicht wenige einzelne Wörter, die gemeinschaftlich sind. Oberflächlicher Betrachtung erscheinen diese als erborgt, und zwar aus der nächstliegenden lateinischen Sprache, aber z. B.

Vater, Mutter, Samen sind nicht aus dem lateinischen pater, mater, semen herübergenommen. Glaubt man, dass für solche unentbehrliche Begriffe ein Volk das Wort erst borgen müsse? Es hat es von Anfang an gehabt. Der Purist versucht auch wohl solche Wörter durch Übersetzungen aus eigener Fabrik zu vertreiben. Ich will nur ein Beispiel als Muster der Abgeschmacktheit anführen. Ein Purist erblickte in unserem deutschen Wort Nase, das schon im Sanskrit *nāsā* heisst, ein lateinisches und schlug vor statt dessen »Gesichtserker« zu gebrauchen.

Noch in einer anderen Beziehung ist der Gebrauch fremder Wörter nicht bloss zulässig, sondern ein Gewinn. Ich meine in der humoristischen und komischen Sprache (ich gebrauche auch hier zwei fremde unübersetzbare Worte). Hier ist mit dem entlehnten Wort oft eine feine Nebenbeziehung, eine Andeutung verbunden, die sonst verloren gehen würde und doch sehr wirksam sein kann.

Ich streite also für die Freiheit der Sprache, die das Recht hat, sich fremder Wörter zu bedienen, sobald diese allein vollständig auszudrücken vermögen, was man sagen will. Ihre unbedingte Ausscheidung würde nur die Macht und Gewalt der Sprache einengen und ihr eine pedantische Haltung aufdringen. Gerade die Freiheit sichert gegen sklavische Hingebung und sinnloses Abborgen.

Das rechte Gesetz, ich meine das gesunde und natürliche, ist bald gefunden. Jeder fremde Ausdruck ist zu verwerfen, den wir reinlich und vollständig durch einen eigenen ersetzen können. Aber dieses einfache Gesetz, wie wenige beachten es! Öffnen Sie ein Buch namhafter Schriftsteller unserer Zeit; es fehlt nicht an Geist, sie wissen auch die Sprache mit Behendigkeit zu gebrauchen, aber Welch einem Wust von fremden, meist aus dem Lateinischen verkrüppelten oder aus dem Französischen herbeigerafften Wörtern begegnen wir! Da ist von Amplification, Consideration, Bêtise, Concentrierung, Collection, Communication, Reticenz, Fiction, Omnipotenz, Indifferenz, Localisierung, Allegorisierung, von Effervescenz, von nobler Natur, von prolifiquer Behandlung die Rede: lauter missgeschaffene, cretinen-

artige Wesen; mich widert es an, mehr Beispiele zu geben. Dazu kommen noch die den philosophischen Schulen abgeborgten Ausdrücke, die man in die allgemeine Sprache an den Haaren herbeizieht. Dort sind sie nicht zu entbehren; hier vernichten sie die frische Sinnlichkeit der Sprache. Da ist von dem Objektiven und Subjektiven die Rede, ein Gegensatz, der wie ein Haifischrachen alles ohne Unterschied hinabschlingt, was ihm vorkommt, oder von dem Absoluten, das an allem, was vorhanden ist, noch nicht genug hat. Wenn Geistesarme mit solchen erborgten Lappen ihre Blösse bedecken wollen, so empfindet man nur Mitleiden; sie schaden nicht: aber wenn die, welche fähig sind, die Sprache, eins der edelsten Güter eines Volkes, auf eine würdigere Weise zu gebrauchen, [so verfahren,] so wird man zornig. Und was ist es für ein Grund, der sie bestimmt, mit diesem Mischmasch die Sprache zu verunreinigen? Mangel an Gefühl von dem Werth und der Würde der Sprache, Gleichgültigkeit gegen das Vaterländische, Schluderhaftigkeit, mitunter auch Hoffart und albernes Vornehmthun. Sie nagen, wie Gewürm, in dem lebendigen Baum und bringen seine Säfte in Stockung. Sie, m. H., sind noch nicht von der Gewohnheit befangen. Sie werden das Verderbnis noch von sich halten.

Wie ist dem Widerstand zu leisten? Gebrauchen Sie das gesunde sinnliche Wort, das den Begriff noch stark und frisch umschliesst. Geniessen Sie lieber die saftige Frucht als den abgezogenen Spiritus. Halten Sie sich die allgemeinen, unbestimmten, um den Gedanken schlotternden Redensarten vom Leib. Jede aus der Seele strömende Rede ist bilderreich; das Bild, das ungesucht sich darbietet, dringt geradezu auf den Zuhörer ein, aber meiden Sie die abgenutzten, zumal süßlichen Gleichnisse, die wie abgegriffene Münzen durch alle Hände gehen. Das Wort muss den Gedanken scharf und rein ausprägen, lieber etwas zu eckig als zu glatt und unbestimmt; das rechte Mass der Schönheit wird sich bei dem Fortschritt der Bildung von selbst einfinden. Legen Sie nicht Hand an die überlieferte Sprache, denken Sie nicht daran, ihr Gesetze geben zu wollen: der gemeinsame Geist des ganzen Volkes, der sich in einem wahren Dichter am deutlichsten offenbart, bildet sie

weiter. Die Grammatik ist nichts Anderes als die Entdeckung der in dem Lauf der Zeiten zu Tag gekommenen Entwicklung; sie ist eine Naturgeschichte der Sprache. Gebrauchen Sie ein fremdes Wort nur aus Nothwendigkeit, aus innerem Bedürfnis: finden Sie nicht gleich das einheimische, so suchen Sie erst den Gedanken auf eine andere, schlichtere Weise zu erfassen. Blicken Sie die sinnliche Welt mit scharfen Augen an, damit Sie feste Umrisse gewinnen, bevor Sie etwas beschreiben. Lassen Sie Klarheit der Gedanken vorausgehen, ehe Sie sie aussprechen. Versteigen Sie sich nicht mit Worten; auch auf den Anhöhen des Geistes ist die einfache und reine Rede die beste, ohne den gleissenden Firnis sogenannter schöner Redensarten. Dann wird die Sprache immer Wahrheit und Kraft, im Einzelnen aber die Verschiedenheit der Geister und die Eigenthümlichkeit eines jeden zeigen. Bedenken Sie, dass die Sprache das schönste Zeugnis von der Tüchtigkeit und Würde des deutschen Volkes in sich schliesst.

Dies sind die Wünsche, die ich glaubte an Sie richten zu dürfen, bevor ich die Erläuterung eines Denkmals des dreizehnten Jahrhunderts begönne, welches Ihnen unsere Sprache in einem reineren und besseren Zustand zeigen wird.